

G.V.: Sehr schön. Wobei man bei Camus und Sartre trotz ihres Atheismus permanent religiöse Denkstrukturen erkennen kann.

F.X.K.: ... und Gabriel Marcel nicht zu vergessen, der einen christlichen Existenzialismus vertrat. Ich hab mich dann auch mit Heidegger etwas auseinandergesetzt. Das kam aber später. Der Grundgedanke von Sartre: Es gibt keine Essenz, die der Existenz vorausgeht ... Ganz im Gegensatz zur Neuscholastik, mit der ich in meiner Jugend in Kontakt gekommen war, und die ich nie mochte. Die wussten immer schon, was die Wahrheit ist, und zwar auch in Dingen, die mit Religion, Glaube, genauer: mit Offenbarung, gar nichts zu tun hatten. Das hat mich schon immer geärgert.

G.V.: Wenn man also davon ausgeht, dass man eine Essenz dieser Welt nicht voraussetzen kann, dann bleibt nur irgendetwas, das man prozessuales Christentum nennen könnte.

F.X.K.: Wobei für mich der christliche Glaube eine Dimension meines Lebens ist, die – wie auch Max Weber das für die Heilandsreligionen formuliert hat – Weltedistanzierung erlaubt. Für mich ist mein Glaube eine Position, von der aus ich es mir leisten kann, distanziert auf die Welt zu schauen, ohne dass ich deshalb einen kopernikanischen Punkt zu haben brauche.

G.V.: Das ist der springende Punkt.

F.X.K.: Für mich ist das philosophische Konzept der transversalen Vernunft, wie es Wolfgang Welsch entwickelt hat, die Basis für die interdisziplinäre Orientierung, die man in meinen Arbeiten sehen kann. In der Multiperspektivität der postmodernen Weltanschauung hat auch die religiöse Dimension ihren Platz, aber eben nur als eine unter vielen.

G.V.: Das bedeutet also, eine Beobachtungsposition einzunehmen, ohne dabei auf der Absolutheit der Beobachtungsposition noch insistieren zu können – da stimme ich vollkommen überein. Dass eine gewisse Art von Glauben dafür hilfreich ist, kann ich nachvollziehen. Aber nur, weil etwas hilfreich ist, heißt es ja noch lange nicht, dass man einen Glauben hat, haben muss.

F.X.K.: Wenn mich jemand danach fragte, so würde ich sagen: wer nicht sucht, findet nicht. Viele suchen nicht – und sie müssen das ja auch gar nicht.

## Widerständige Lebenswelten

Anne Honer gewidmet

*Hans-Georg Soeffner*

### Irritierende Ordnungen

Was ist – verglichen mit soziologischen Großtheorien, System- und Modellentwürfen, Sozialstrukturanalysen, Institutionenlehre, politischer Soziologie, schwergewichtiger Problembewältigungswissenschaft also – »Lebensweltliche Ethnographie«? Wo lässt sich im Umkreis soziologisch »essentieller und relevanter Tätigkeitsfelder eine »Ethnographin kleiner Lebenswelten« – Anne Honer über sich – verorten? Was überhaupt ist, gemessen an der Gesellschaft und ihren vielen sozialen Welten, eine »kleine Lebenswelt«?<sup>1</sup>

Es liegt nahe, und nicht nur »Laien«, sondern auch Soziologinnen und Soziologen sind dieser Versuchung erlegen, die Arbeit an einer Ethnographie kleiner Lebenswelten als Ausdruck des Rückzuges in eine Nischensoziologie zu verstehen: in die Nischen – dies scheint der Ausdruck »kleine Lebenswelten« zu suggerieren – lebensweltlicher Idyllen, den Loci amoeni überschaubarer, lieblicher Landschaften des Sozialen. Der Blick auf die Arbeiten Anne Honers zerstört sofort und unmissverständlich dieses Konstrukt: Neben den ganz und gar nicht heimeligen lebensweltlichen Ordnungskonstruktionen der Heimwerker und Bodybuilder stehen bei ihr sowohl die medizinischen Ordnungen bei der Reproduktionshilfe für Paare mit unerfülltem Kinderwunsch und die Pflegeordnungen beim Umgang mit Demenz- und Krebspatienten als auch die Hilfe- oder Selbsthilferouti-

<sup>1</sup> Anne Honer verwendet diesen Ausdruck bewusst im Anschluss an Benita Luckmann (1970).

nen bzw. Rituale der Alkoholismus-Laienhilfe; und neben der Disziplinierung des Körpers zu handwerklicher Geschicklichkeit und der Instrumentalisierung des Körpers zu sportlicher Leistung oder (vor-)geformter Ausdrucksgestalt geht es um die medizinisch instrumentalisierte Behandlung (Bearbeitung) des kranken Körpers sowie um die therapeutische Objektivierung subjektiven Leidens.

Hinter den scheinbar vertrauten Oberflächen überschaubarer und gut eingrenzbarer sozialer Phänomene werden durch den ethnographischen Blick jene Ordnungsleistungen erkennbar, die durch das Zusammenspiel der die jeweilige kleine Lebenswelt schaffenden und aufrecht erhaltenden Menschen erbracht werden. Sichtbar wird nun auch: Diese Ordnungen sind weder selbstverständlich noch problemlos vorweg gegeben. Sie schneiden vielmehr aus den großen Bereichen des Überschaubaren und Ungewissen jene Felder heraus, die sich entweder noch nach eigenen Entwürfen interaktiv gestalten und formen zu lassen scheinen oder die man – falls sie den einen durch das Schicksal (Krankheit) auferlegt und den anderen durch den Beruf (Arzt, Therapeut, Pfleger) abgefordert werden – zumindest in jenem Bereich zu strukturieren und abzusichern versucht, der sich noch beherrschen lässt.

So tritt hinter der bekannten Oberflächenordnung das zunächst noch unbekanntes Hintergrundmotiv der Ordnungsleistung hervor und verfremdet die bekannte Ordnung: Die jeweiligen Ordnungen als Antworten auf dieses Hintergrundmotiv zu verstehen, heißt auch, die grundlegende Frage nach der Funktion von Ordnung zu stellen. Denn einerseits wird den Handelnden die Ordnungsstiftung abverlangt. Andererseits tendieren die jeweils geschaffenen Ordnungen dazu, sich zu verfestigen. Einerseits entspringt die jeweilige Ordnungsstiftung der Sorge vor der immer wieder spürbaren Bedrohung sozialer Ordnung. Andererseits wird die verfestigte zur bedrohlichen Ordnung: Bedrohte und bedrohliche Ordnung konstituieren eine Dynamik von Wechselwirkungen. Diese wird den Handelnden aufgezwungen, und sie lässt sich, gerade in den kleinen Lebenswelten, sowohl aus der Perspektive der Handelnden als auch durch die ethnographische Teilhabe der Ethnographin erkennen. Strukturtheoretisch gesprochen: Hier finden das Denken Georg Simmels, die protosozialistische Lebenswelttheorie Thomas Luckmanns, die empiriegestützte Interaktionstheorie Erving Goffmans und die Ethnographin kleiner Lebenswelten, Anne Honer, zusammen.

## Lebensweltliche Komparatistik

Die praktische Arbeit an der Ethnographie kleiner Lebenswelten verändert die Lebensform der Ethnographen, sofern diese bis dahin ihre Vorstellungswelten weitgehend am Schreibtisch entworfen, aus Theorien abgeleitet und in die Semantik soziologischer Sprachspiele eingepasst hatten. Wer sich auf die kleinen Lebenswelten anderer einlässt, kehrt, solange er sich dort aufhält, dem eigenen Milieu den Rücken. Und je intensiver er oder sie sich in diese Lebenswelten einpassen, die dort geltenden Regeln, Praktiken, Vokabulare, habituellen Ausdrucksformen und Perspektiven – für sich selbst zwar reflexiv, dem Feld gegenüber dennoch nicht distanziert – übernehmen, umso mehr stellen sie bei sich fest, dass aus dieser Form der Ethnographie eine Ethnographie als Lebensform wird.

Man wird – auf Zeit und zumindest annäherungsweise – Heimwerker, Bodybuilder, Pfleger, Therapeut, Ratgeber etc., macht sich dabei zum jeweils *lebensweltlich eingebundenen soziologischen Komparatisten*: Empirie und Theorieannahmen, lebensweltliche und ethnographische Perspektive, die unterschiedlichen Ordnungen der jeweiligen kleinen Lebenswelten, sie alle werden kontrastierend aufeinander bezogen und zwingen den Ethnographen einen unentwegten Prozess des Vergleichens auf, der sich nicht auf ein *tertium comparationis* stützen kann. Denn in diesem Prozess geht es weder um die Anwendung und Legitimierung von Theoriekonstrukten noch vorrangig um eine empirisch gestützte soziologische Theorie kleiner Lebenswelten, sondern um die gezielte Generierung von Fragen. – Es sind Fragen, die nicht nur vertrautes Wissen überprüfen und neues Wissen schaffen, sondern vor allem das Repertoire der Deutungsmöglichkeiten und Lesarten des Sozialen erweitern sollen. Dieses Netz sich selbst erweiternder und vertiefender Fragen zielt darauf ab, das sich jeweils erweiternde Wissen in ein immer intensiveres und dem jeweiligen Phänomen angemessenes Verstehen zu transformieren.

Kurz: Anne Honers »lebensweltliche Ethnographie«, das akribische »sinnadäquate« (Max Weber) Beschreiben kleiner Lebenswelten und der darin lebenden Menschen dient dem genuin soziologischen Ziel, diese Menschen zu verstehen: zu erkennen, was ihnen – warum – wichtig ist, was sie um keinen Preis verlieren wollen, wovor sie sich ängstigen, was sie sich wünschen und worauf sie hoffen. Diese Transformation ethnographisch erarbeiteten Wissens in vertieftes Verstehen ist beste, bodenständige – man möge mir dies nachsehen – hermeneutische Wissenssoziologie.

Für solche empirisch geerdete Wissenssoziologie stiftet das menschliche Leben den sich ständig erweiternden Fragehorizont. Es ist ihr Lehrmeister und die Soziologie weder seine Schulmeisterin noch Consultant, sondern seine gewissenhafte Interpretin. Es war Anne Honers feste Überzeugung, dass sich Gesellschaftstheorien grundsätzlich sowohl an diesem Fragehorizont orientieren als auch in der Empirie bewähren müssen. Für die Beobachter und Interpreten gilt dabei – in Anlehnung an Edmund Husserl – die *Maxime*: Wer mehr sieht, hat mehr Recht.

### Leib sein – Körper haben. Leib bleiben – Körper verlieren.

Wenn es auch einerseits eine kulturhistorisch spezifische und zugleich verräterische Sichtweise ist, den Körper in der Metapher des *Bodybuilding* als eine Baustelle erscheinen zu lassen, auf der mit allerlei Werkzeugen, Anstrichen, Stütz- und Kräftigungsmitteln herumgewerkelt wird, so kommt doch andererseits, wie in fast jeder Körpermetaphorik, auch in dieser Sichtweise ein zentraler Grundzug der *conditio humana* zum Ausdruck – die Leiblichkeit des Menschen: sowohl die unaufhebbare Bindung der menschlichen Wahrnehmungen, Emotionen, Affekte – und auch des Denkens, des »Geistes« – an den Leib als auch der elementar menschliche Versuch, diese Bindung, wenn sie denn schon nicht aufgelöst werden kann, so doch zu steuern, zu manipulieren oder auch zu überhöhen. Was Plessner die »natürliche Künstlichkeit« des Menschen nennt, hat hier ebenso seinen Ursprung wie das für die »exzentrische Positionalität« des Menschen grundlegende Spannungsverhältnis von »Leib sein und Körper haben« (vgl. Plessner 1975 [1928]). *Was der Mensch ist*: Leib, bleibt für ihn unverfügbar; was wir zu *haben* glauben und daher auch als Objekt behandeln: Den Körper versuchen wir, uns verfügbar zu machen – oder stellen ihn anderen, sei es freiwillig oder unfreiwillig, zur Verfügung.

Für Anne Honer war dieses Spannungsverhältnis zwar immer Thema und Leitmotiv lebensweltlicher Ethnographie, nie jedoch reiner »Beobachtungs-Gegenstand«. So wie für sie die Domänen nichtsprachlichen menschlichen Ausdrucks – die Milieus, Einrichtungsgegenstände, Kleidung, Werkzeuge, medizinischen Geräte etc. allgemein – so waren im Besonderen die Körper als leiblicher Ausdruck jener Menschen, mit denen sie es zu tun hatte, nicht nur Markierungen für die Grenzen des Interviews, sondern auch

Repräsentationen eines Wissens, das wir zwar immer wieder zu versprachlichen suchen, das jedoch oft nicht – oder nur partiell – in Sprache übersetzt werden kann.

Das »Körperwissen« der Bastler, Sportler, Bodybuilder, aber auch der Kranken und Behinderten, der Patienten sowie der Ärzte und Pfleger war ihr sowohl unverzichtbare Informationsquelle als auch die erste, an den Körpern sichtbare und durch diese repräsentierte (Selbst-)Deutungsinstanz. Die Wechselwirkung zwischen dem Wissen des Körpers (bei Bewegungskoordination, gezielter Wahrnehmung, gesteuerter Stimulation von Affekten oder Emotionen etc.) und dem Wissen über Körper (sowohl bei Laien als auch Professionellen) verweist nicht nur darauf, dass der Körper seinem Träger als selbstreflexiver Informant dient, sondern dass er in menschlicher Interaktion auch als Ausdrucksfeld für andere »lesbar« ist und »gelesen« werden will.

Auch Anne Honer ist so gelesen worden: Ihre elegante Kleidung, die eng anliegende Kappe ihres hellen Kurzhaars, die aparte, auffällig unauffällige Zahnücke zwischen den oberen Schneidezähnen, der Zigarettenrauch, in den sie sich und ihre Gesprächspartner einhüllte, die dezent verfeinerte schwäbische Prosodie beim Reden, der aufmerksame, aber nie aufdringliche Blick, nicht zuletzt auch die demonstrative Abneigung gegenüber Renommiersucht und Fensterrederei – dies alles formte eine unverwechselbare und unvergessene Gestalt.

Es war eine Ausdrucksgestalt, die in ebenso scharfem wie pikant-attraktivem Kontrast stand zu dem – ebenfalls schwäbischen – kompakt expressiven, engen Freund, Lebensbegleiter und Kollegen Ronald Hitzler, dem sie über einen Zeitraum von mehr als fünfunddreißig Jahren verbunden war, mit dem sie arbeitete, schrieb, publizierte – und auch dann noch zusammengeschlossen blieb, als das Wachkoma ihr letzte Grenzen der Selbstverfügbarkeit aufzwang. – Uns, ihre Freunde, verwies das Wachkoma nicht etwa auf »die Grenzen des Sozialen«, sondern es zeigte uns vielmehr das Soziale – an dessen äußerster Grenze.

Als menschliche Monaden, die sich gegenseitig in die Fenster zu sehen versuchen und dabei vor allem sich selbst spiegeln, erfahren wir den Spiegelungsverlust dann als unerträgliche Exkommunikation und skandalös aufdringliche Demonstration unserer Endlichkeit, wenn die Fenster unseres Gegenübers nicht mehr zurückspiegeln, sondern blind werden oder sich langsam schließen.

Anne Honer starb am 23. Februar 2012.

## Literatur

- Luckmann, B. 1970: The Small Life-Worlds of Modern Man. *Social Research*, 37. Jg., Heft 4, 580–586.
- Plessner, H. 1975 [1928]: Die Stufen des Organischen und der Mensch, Siebentes Kapitel: Die Sphäre des Menschen. Berlin, New York: de Gruyter, 288–346.

## Studienmotivationen und ihr Einfluss auf Evaluationsergebnisse

Eine explorative Analyse

*Daniel Großmann*

Studierendenbefragungen sind in den meisten sozialwissenschaftlichen Fächern ein seit Jahrzehnten praktiziertes und weitgehend akzeptiertes Konzept, um standardisierte Informationen über die Situation, Orientierungen und Handlungsweisen von Studierenden zu erhalten. Neben dem Erkenntnisinteresse an der »Erlebenswelt der Studierenden« werden mit den Befragungen meist auch evaluatorische Anliegen verfolgt. Konkrete Befragungsergebnisse fließen hierzu in der Regel aber nur auf mittelbarem Wege ein und bilden nur einen Aspekt neben zahlreichen anderen, die für Anpassungs- bzw. Gestaltungsentscheidungen herangezogen werden. Mit dem Bologna-Prozess und dessen hochschulpolitischen Paradigmen hat sich dieses Prinzip stark gewandelt. Studierendenbefragungen sollen nun als Instrument zur Leistungsmessung dienen und sollen »leicht lesbar« Auskunft über die Güte der Studienprogramme geben. Die Einschätzungen der Studierenden werden dazu unmittelbar als Merkmal für die Qualität eines Studienangebotes herangezogen und ausgegeben, den Studierenden damit eine Rolle als Experten für gute Lehre und gutes Studium zugewiesen (vgl. Kromrey 2001: 19). Anpassungsentscheidungen und Zielvorgaben werden zunehmend auf Grundlage der Befragungsergebnisse getroffen und überprüft – flankiert von Kennzifferanalysen, deren Unterkomplexität ein Dauerthema ist. Diese (qualitäts-)managementzentrierte Handhabung der Studierendenbefragungen ist problematisch. Ein zentrales Problem dabei ist, dass die Ergebnisse von Studierendenbefragungen keineswegs als objektive Aussagen über die Qualität einer Hochschule, eines Instituts oder eines Studienangebotes betrachtet werden können. Es ist nicht nur grundsätzlich fraglich, ob und wie die Qualität von Lehre und Studium bestimmt werden kann (vgl. ebd.: 29ff.). Es ist